

Saira Shah

*Ziemlich nah am Glück*

Roman

Aus dem Englischen  
von Petra Knese

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *The Mouseproof Kitchen*

© 2013 by Saira Shah

All rights reserved

Aus dem Englischen von Petra Knese

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotive: © Danussa - Fotolia.com; © sam2211 - Fotolia.com

Foto der Autorin: © Scott Goodfellow

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04562-8

Die Schmerzen kommen in Wellen und tragen mich davon. Mit den orgasmischen Wogen, wie sie die Leiterin meines New-Age-Geburtsvorbereitungskurses geschildert hat, haben sie allerdings nichts gemein. Doch so schlimm wie in den Geschichten meiner Mutter, die sich um zerborstene Becken und vor lauter Qual wahnsinnig gewordene Frauen ranken, sind die Schmerzen nun auch wieder nicht.

Ich inhaliere abwechselnd Lachgas und Sauerstoff und sehe mich nach Tobias, der immer so viel Charme versprüht, als wollte er die ganze Welt für sich einnehmen. Bei seiner ersten Begegnung mit meiner Mutter sagte sie ihm, er sähe aus wie ein freundliches Pferd. Auch wenn Tobias den Vergleich furchtbar findet, mir gefällt er.

Und da ist er endlich, seine dunklen Locken sind noch zerwühlter als sonst, natürlich kommt er zur Geburt seines ersten Kindes prompt zu spät. Er sieht ziemlich mitgenommen aus, was aber bestimmt nur daran liegt, dass er ausgerechnet gestern Nacht um die Häuser gezogen ist. Tobias gehört nämlich nicht zu den Menschen, die sich ständig Sorgen machen.

Einen Moment gebe ich mich dem Staunen hin, dass ich vom ersten Augenblick an, seit ich ihn beim Tanzen gesehen habe, wusste, dass er der perfekte Partner und Vater meines Kindes sein würde. Da schreit die Hebamme auf. Die Herztöne des Kindes sind weg. Auf einmal blitzen überall helle Lichter. Leute in blauen OP-Kitteln und

Mundschutz stürmen herein, und Tobias, unrasiert und verschwitzt wie er ist, weint und sagt immer wieder: »Ja, ja, machen Sie, was Sie wollen, nur dass ihnen nichts geschieht.« Mir verabreicht man eine PDA, und dann machen sie einen Notkaiserschnitt.

Hinter dem eilends aufgestellten Wandschirm beginnt ein seltsames Herumgewühle, als würden in meinem Bauch Möbel verschoben. Die Drogen – die körpereigenen und die Hammermittel der Ärzte – müssen fantastische Dienste leisten, denn nachdem ich mir neun Monate lang krankhaft Sorgen gemacht habe, bin ich nun tiefenentspannt.

Weiteres Gezerre.

Jemand ruft: »Es ist ein Mädchen!«

Ein lauter Wehschrei. Mein Kind ist da, hinter dem Wandschirm. Wann darf ich meine Tochter endlich sehen? Die Sekunden ziehen sich wie Stunden. Ich halt es gleich nicht mehr aus.

Endlich, endlich wird sie mir gebracht.

Sie hat große, graue Augen, eines ist ein bisschen kleiner als das andere. Eine Schönheit ist sie nicht gerade, kommt mir in den Sinn. Doch dann stellt sich ein Schalter in meinem Gehirn um, und es gibt kein niedlicheres Gesicht als dieses leicht schiefe mit den ungleich großen grauen Augen. Tobias taucht neben mir auf und weint hemmungslos vor lauter Liebe und Glück.

Es ist der perfekte Augenblick. Einer dieser seltenen Momente, in denen man nirgendwo anders sein und nichts anderes tun möchte. In denen sich Vergangenheit und Gegenwart auflösen und es nur noch das Jetzt gibt.

Auf einer rollenden Bahre werde ich hinausgeschoben, meine Tochter liegt wie ein kleines Paket neben mir, und ich denke: Das ist erst der Anfang. Von nun an gehört sie mir, ich darf sie für immer behalten und Herzen. Wir haben ein ganzes Leben lang Zeit, uns kennenzulernen. Ich bin erfüllt von einer Liebe, wie ich sie nie zuvor verspürt habe. Eine Liebe, die sich vom Baby auf Tobias erstreckt und von dort in die ganze Welt hinausstrahlt.

Ich habe schon ein paar Neugeborene gesehen. Und jedes hat gezittert, als wäre es überwältigt vom Glanz der Welt und der unermesslich weiten Reise, die hinter ihm liegt. Nicht so meine kleine Weltraumfahrerin. Sie ist vollkommen gelassen.

Bis sie anfängt zu zucken. Aus den Augenwinkeln nehme ich eine schüttelnde Faust wahr. Tobias schreit: »Sie hat einen Anfall!«

In mir wird eine Urangst geweckt: Oh, nein, es ist vorbei mit dem Kind. Unser Leben ist vorbei.

Als die Ärzte in OP-Kluft herbeieilen, erinnert mich wieder alles an eine Szene aus *Emergency Room*.

Wenn etwas wirklich gut werden soll, muss jeder Schritt geplant sein. Das weiß ich deshalb so genau, weil ich Köchin bin. Für eine Béchamelsoße braucht man zum Beispiel die richtigen Zutaten in den richtigen Mengen zum richtigen Zeitpunkt. Maß, Timing, Sorgfalt und alles der Reihe nach. Das liegt mir im Blut. Tobias begreift das nicht. Er ist Musiker, komponiert Musik für Fernseh-dokumentationen und Kurzfilme. Vor Mittag steht er eigentlich nie auf, und überall lässt er seine Papiere, Klamotten und sonstigen Lebensmüll herumliegen. Tobias kommt chronisch zu spät, viel zu spät. Er möchte dem Schicksal alle Möglichkeiten geben, das nennt er dann Kreativität. Ich bin auch kreativ. Aber bei einer Soße darf man nicht schlampfen. Sonst misslingt sie.

Seit wir versuchen, ein Kind zu kriegen, habe ich alles bis ins Detail geplant.

Ich weiß:

Unsere Tochter wird Freya heißen (ein hübscher, altmodischer Name mit einer leicht esoterischen Note – die nordische Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit), auch wenn Tobias sagt, nur über seine Leiche.

Unser Kind wird seine breiten Schultern und schönen langen Beine und mein glattes hellbraunes Haar und meine großen ernstesten Augen haben.

Von Tobias erbt es das *joie de vivre* und von mir das Organisationstalent.

Sobald wir aus dem Krankenhaus raus sind, verkaufen wir alles und ziehen nach Südfrankreich.

In meinem Morphinrausch können mir die Ärzte in ihren blauen Kitteln, die Tobias und das Baby in Windeseile fortschaffen, nichts anhaben. Meine Pläne stehen fest. Alles wird gut.

In Südfrankreich wird uns die Sonne lachen. Die Leute werden nett sein. Unsere Tochter wird zweisprachig aufwachsen, kultiviert und außer Reichweite von Kinderschändern. Sie wird weder die neuesten Nikeschuhe brauchen noch Junkfood essen.

Ich sehe unser Haus schon vor mir: ein Bauernhaus in der Provence mit Rosen und Malven am Eingang, ein Lavendelfeld gespickt mit Olivenbäumen, das tiefblaue Meer verschmilzt nahtlos mit dem azurblauen Himmel.

Ich schwebe über dem Meer, den Feldern und dem Haus, wo Tobias, das Baby und ich irgendwo weit unten ein perfektes Leben führen.

Frühmorgens wache ich auf.

Ich will mein Kind.

Schwer zu sagen, ob die Wirkung des Morphiums nachgelassen hat. Ich bin zwar immer noch benommen, habe aber auch wahnsinnige Schmerzen.

Mit Mühe bekomme ich zusammen, wo ich überhaupt bin: in einem kleinen Privatzimmer, das das Krankenhaus für Sonderfälle bereithält. Das Schnarchen erinnert mich daran, dass man Tobias erlaubt hat, neben mir auf einem Feldbett zu schlafen. Auf dem Nachttisch klingelt mein Handy. Ich taste danach und drücke den Anruf weg. Kurz danach piept eine SMS: *neukeit?* Von meiner besten Freundin Martha. Architektin. Single. Keine Zeit, richtig zu schreiben. Was soll ich ihr bloß antworten? Ich drücke die Nachricht weg.

Eine Krankenschwester kommt und zieht mir den Katheter. Von dem habe ich nicht einmal gewusst. Anscheinend habe ich irgendwann in den letzten acht Stunden jegliches Gefühl für meinen Körper verloren. Das Ziehen tut höllisch weh. Ich muss mich übergeben; keine Ahnung, ob das von den Schmerzen oder vom Morphium kommt.

»Wie geht es Ihnen?«, fragt mich die Krankenschwester.

Erst weiß ich nicht, was ich sagen soll, aber da ich unbedingt aufstehen will, lüge ich und sage gut und bitte, gleich mein Kind sehen zu dürfen.

Unsere Tochter liegt in einem abgedunkelten Raum, umgeben von gleichmäßig vor sich hintuckernden Apparaturen und Brutkästen mit Babys unter farbigem Licht, die kaum mehr als eine Handvoll sind. Ich erkenne meine Tochter auf Anhieb, denn sie ist doppelt so groß wie alle anderen hier. Sie liegt zusammengerollt wie ein Fötus in einem normalen Bettchen, aus ihrer Nase kommt ein Schlauch, und an ihrem Fuß klebt eine Elektrode. Über ihrem Kopf befindet sich eine Reihe von Monitoren, die sie in Lebenszeichen zerlegen: Herzschlag, Sauerstoffsättigung und Atmung.

Eine Schwester erklärt mir, dass das hier die NIPS, die Intensivstation für Neugeborene, sei, und zeigt mir, wie ich meine Tochter hochnehmen kann, ohne dass sich die Schläuche verheddern.

Zum ersten Mal halte ich meine Tochter im Arm. Mit dem Rosenmund, den Elfenohren und den geschlossenen Augen ist sie vollkommen. Ich zähle ihre Wimpern – vier am rechten Lid und fünf am linken – und stelle mir vor, wie sie klammheimlich wie unterirdische Samen in meinem Bauch gewachsen sind.

»Sie ist wunderschön«, sagt einer der Ärzte. Freude und Stolz durchströmen mich.

»Wenn die Mama nichts dagegen hat, möchte ich mir ihren Augenhintergrund genauer anschauen.«

Behutsam nimmt er sie mir ab, und ich sehe gebannt der

Untersuchung zu. Mit dem Assistenzarzt spricht er über meine Tochter. In Fachchinesisch. Offenbar finden sie eine Menge heraus. Ich freue mich für sie, bin zufrieden mit meiner Kleinen.

Nach geraumer Zeit wendet er sich wieder an mich. »Im linken Auge hat sie ein Kolobom. Die Netzhaut ist nicht richtig ausgebildet, ebenso wenig die Iris.«

Verständnislos sehe ich ihn an, denn es ist ja wohl für jeden offensichtlich, dass dieses kleine Wesen absolut perfekt ist.

»Blind wird ihr Kind nicht sein«, sagt der Arzt. »Aber vielleicht ein wenig weitsichtig.«

Es macht klick! in meinem Kopf, und das schiefe Gesichtchen verändert sich: Von einem Schulfoto blickt mich ein liebes, linkisches Mädchen mit übergroßen Gläsern an. Und abermals wird daraus das süßeste Gesicht von allen.

»Um sicherzugehen müssten wir ein MRT machen, es könnte gut sein, dass die Probleme Ihrer Tochter eher vom Gehirn kommen.«

Aber ich achte nicht auf seine Worte, denn mich überfluten die Glücksgefühle, als das Kind wieder in meinen Armen liegt. Glücksgefühle, die den hässlichen Worten widersprechen und viel mächtiger sind als sie.

»Das reißt mir den Boden unter den Füßen weg«, sagt Tobias.

Könnte er doch nur meine Zuversicht teilen. Ich lächele ihn an. Doch er schnaubt nur und wendet sich an den Arzt.

»Ich hätte da so einige Fragen.« Er sieht mich vielsagend an. »Können wir uns vielleicht draußen unterhalten?«

Hinter ihnen fällt die Tür ins Schloss, und ich kann mich über ihr seltsames Verhalten nur wundern. Sobald ich meine Tochter im Arm halte, weiß ich einfach, dass sie vollkommen ist.

Sie macht die Augen auf. Die Pupille im linken Auge ist länglich wie eine Träne, als wäre sie mit schwarzer Tinte gemalt und verlaufen. Kein anderes Baby hat solch eine Pupille. Es macht sie zu etwas Besonderem. Einen Moment lang sehen wir uns feierlich an, dann schließt sie die Augen wieder.

Ich versuche, sie anzulegen. Vorsichtig nimmt sie die Spitze meiner Brustwarze in den Mund, macht Saugbewegungen. Ich verspüre ein sanftes Goldfischziehen.

»Mama, so kriegt das Kind doch nie was raus«, sagt eine forschende Schwester. »Es muss den Mund weit aufmachen wie ein Vögelchen.«

Meine Tochter und ich geben unser Bestes. Hin und wieder reißt sie den Mund haifischartig auf und stürzt sich in Benny-Hill-Manier auf meine Brust. Aber jedes Mal geht irgendetwas schief; mit wutverzerrtem Gesicht drückt sich meine Tochter von mir weg und rudert unkontrolliert mit den Armen. Dann schmiegt sie sich wieder warm an mich, und ich bin im Rausch der Glückshormone.

»Vorsicht, schlafen Sie ja nicht ein«, sagt die Schwester. »Sonst lässt die Mama das Kind noch fallen.«

»Ich bin nicht müde.«

»Sie gehören ins Bett.«

Aber ich will hier bei meiner Tochter sein.

Also bleibe ich, halte sie fest an mich gepresst inmitten der blinkenden Lichter und Plexiglasbetten und denke darüber nach, wie merkwürdig es doch ist, dass keines der Babys weint – als hätten die Maschinen ihnen die Stimme geraubt.

»Wie war die Geburt, Liebes?« Die Stimme meiner Mutter am Telefon kommt mir meilenweit entfernt vor.

»Ging so. Der Kaiserschnitt war ganz okay. Das Baby ...«

»Mit dir habe ich achtundvierzig Stunden zugebracht. Damals haben die ja nur einen Kaiserschnitt gemacht, wenn man schon halb tot war.«

»Das Baby ...«, sage ich.

»Ich weiß gar nicht, wie ich das durchgestanden habe. Wenigstens durfte man zwischen den Wehen noch rauchen.«

Dumpf regt sich eine nur allzu bekannte Wut in mir. Nicht ein einziges Mal hat meine Mutter bisher etwas gesagt oder getan, was eine Mutter tun sollte, was jede andere Mutter tun würde.

Wir haben nichts gemein, vielleicht weil sie für die damaligen Verhältnisse schon recht alt war für eine Mutter (ich bin achtunddreißig, und sie ist neunundsechzig). Mit zwanzig hat sie geheiratet und keinen Tag in ihrem Leben gearbeitet, wohingegen ich meine Familienplanung zugunsten meiner Karriere aufgeschoben habe. Während sich gewöhnliche Sterbliche an die Veränderungen in der Welt anpassen müssen, verlangt meine Mutter, dass sich jeder nach ihr richtet. Jahrelang hat sie ungestört in ihrem, wie sie es nennt, Elfenbeinturm gelebt, einem Fünfzigerjahre-Idyll, von dem aus sie – hilflos und glamourös – Befehle erteilte. Unbequeme Wahrheiten wurden einfach ausgeblendet.

In den sechsundvierzig Ehejahren hat mein gütiger und inzwischen verstorbener Vater alles getan, damit sie nicht von ihrem Podest steigen musste. Hat ihre Launen erduldet und ihre unmöglichen Wünsche auch noch zu erfüllen versucht. Als er vor neun Monaten an Kehlkopfkrebs gestorben ist, hat sie kommentarlos von heute auf morgen mit dem Rauchen aufgehört. Ansonsten ist sie nur noch schlimmer geworden.

»Mutter, ich muss dir etwas Wichtiges sagen.«

»Das weiß ich doch schon längst, Liebes. Tobias hat mich aus dem Krankenhaus angerufen, als sie dich zugenäht haben. Ein kleines Mädchen! Reizend! Aber anstrengend. Zu meiner Zeit kamen die Babys direkt nach der Geburt in ein gesondertes Zimmer. Das war viel besser. Heute muss man sein Kind offenbar andauernd bei sich haben.«

Ich versuche es erneut. »Das Baby ...«

»Bringt ihr es Weihnachten mit?«

»Ich glaube nicht.«

»Vielleicht sollte ich stattdessen Weihnachten lieber zu euch kommen.«

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist. Mutter, mit dem Baby ist das so ...«

»Ach, ich kann hier ohnehin nicht weg.«

An ihrer Stimme merke ich, dass ich sie verletzt habe, aber meine Konzentration lässt schon wieder nach.

»Ich kann das Vogelhäuschen unmöglich allein lassen. Liebling, tut mir leid, wenn ich dich jetzt fragen muss, aber könntest du bitte beim Vogelschutzbund anrufen, die sollen ihre Stare aus meinem Garten holen. Seit dein Vater tot ist, weiß ich nicht, wen ich sonst fragen soll, und ich mache mir Sorgen um die Meisen. Die armen Dinger verhungern mir noch.«

Auf der Intensivstation verstreichen die Stunden kaum greifbar zwischen leisen Tönen und sanftem Flackern der Monitore. Alles ist gedämpft, als befänden wir uns in einem Aquarium. Eng umschlungen halte ich meine Tochter, und die Zeit fließt dahin.

Eine Krankenschwester teilt uns mit, dass wir noch warten müssten. Wir sind auf der Warteliste für ein MRT.

Die Kleine trinkt nicht richtig. Noch hatte ich keinen Milcheinschuss, nur winzige Mengen Kolostrum. Ich quetsche einen einzelnen, dicken Tropfen heraus. Sieht aus wie Kondensmilch.

Mit dem Finger schmiere ich meiner Tochter ein wenig davon auf die Lippen. Ihr Gesicht nimmt einen Ausdruck des Entzückens an. Das ist ihr Geburtsrecht, dieses Essen hätte sie bekommen sollen und nicht Glukoselösung durch einen Schlauch in der Nase.

Tobias kann die Station nicht leiden. Immer häufiger verdrückt er sich, um die Mailbox abzuhören und auf die besorgten SMS zu antworten, die nach und nach von der Außenwelt eintrudeln. Unsere Freunde fragen sich allmählich, warum wir nicht längst mit einem gesunden Kind aufgetaucht sind.

»Martha ruft mich immerzu an«, sagt er. »Willst du nicht mal mit ihr sprechen?«

»Jetzt nicht.«

»Sie ist deine beste Freundin.«

»Sag ihr, ich ruf später zurück.«

Ich will mit niemandem reden. Nicht einmal mit Tobias. Doch

er besteht darauf, dass wir uns ein wenig Zeit füreinander nehmen, und schiebt mich im Rollstuhl hinunter in die Eingangshalle.

Drei Stockwerke über uns ruft meine Tochter aus ihrem Plexiglasbett nach mir.

»Lass uns hochgehen und nach ihr sehen«, sage ich.

»Okay. Gleich. Ich will nur noch kurz eine Zeitung kaufen.« Im Aufschieben bringt Tobias es zur Meisterschaft. Er unterhält sich ewig lange mit der Frau im Zeitschriftenladen.

Abermals ruft das Baby. *Wo bist du nur?*

Im Schneckentempo schiebt er mich durch die Krankenhaushänge. Immer wieder nimmt er die Hände vom Rollstuhl und bleibt vor einem der Plakate der Gesundheitsbehörde stehen. »Ihr Kind raucht mit«, »Diabetes kann tödlich sein. Lassen Sie sich noch heute testen«. Ausgeblichen und voller Fliegendreck faszinieren sie ihn dennoch.

*Komm endlich. Ich brauche dich.*

Tobias entdeckt einen mit Lametta verzierten Tapeziertisch, auf dem sich selbst gestrickte Kuscheltiere stapeln. Auf einem Spruchband steht: Freundeskreis des St. Ethels Weihnachtsbasars. Geben Sie großzügig.« Dahinter stehen zwei alte Damen. Ich sehe meine Felle davonschwimmen, Tobias ist ganz vernarrt in alte Damen und sie in ihn.

Im Nu hängen sie wie zwei Glucken über ihm. »Ihr Kind liegt auf der Intensivstation? Ach herrje, Sie Ärmster. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Das ist ein hervorragendes Krankenhaus. Es soll die beste Neugeborenenstation im Land haben. Die Babys kommen aus ganz England hierher.«

»Die Decken für die Babys auf der Intensivstation machen wir auch. Und die kleinen Schühchen für die Frühgeborenen. Und Mützchen. Die können nämlich ihre Temperatur noch nicht halten.«

»Meinst du, unsere Tochter möchte lieber einen Hasen oder einen Tiger?«

Wieder ruft sie, dringlicher noch.

*Ich will keins von beiden. Ich will dich.*

»Bitte lass uns jetzt einfach gehen.«

Sein ansonsten so offenes und freundliches Gesicht ist angespannt. »Ich brauche einen Kaffee. Willst du nicht mitkommen? Dann können wir noch ein wenig zusammen sein.«

Doch meine Tochter übt eine unglaubliche Anziehung auf mich aus. Es zieht mich zu ihr. »Mir ist nicht nach Kaffee«, sage ich. »Ich sollte nach ihr sehen. Wenn ich ganz langsam mache, kann ich auch selbst laufen.«

Tobias sieht mich an, als wollte er noch etwas sagen. Drückt mir dann aber nur einen Strickhasen in die Hand. »Nimm ihr den schon mal mit. Ich komme nach.«

Ich humple den Flur entlang. Allein das Warten auf den Fahrstuhl beschert mir Höllenqualen.

Ächzend öffnen sich die Türen. Drinnen ist es rappelvoll. Ich quetsche mich in eine Ecke, versuche, die frische Naht zu schützen. Die Türen gehen zu. Und das Baby zieht mich sicher zu sich nach oben.

»Beim MRT ist jemand abgesprungen«, sagt eine Schwester. »Wenn Sie es innerhalb der nächsten vierzig Minuten schaffen, kommen Sie noch dran.«

»Mach schon, Anna«, sagt Tobias. »Wenn wir das jetzt verpassen, finden wir nie heraus, was mit ihr nicht stimmt.«

Aber zunächst müssen wir das Baby umziehen, die Kleidung darf keine Metallknöpfe haben, denn die Röhre ist ein riesiges Magnetfeld. Dann warten auch noch fünfzehn Seiten Formulare auf uns. Und schließlich müssen all die Schläuche und Monitore auf einen industriemäßigen Krankenhauskindergarten verfrachtet werden.

Eine Lernschwester schiebt das Kind, und Tobias mich im Rollstuhl. Im Eiltempo. Bei jeder Unebenheit jaule ich auf vor Schmerz,

eine unsanfte Erinnerung, dass ich vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden eine große Unterleibs-OP hatte.

Irgendwo, in den endlosen Korridoren, in denen wir uns verlaufen und in die Irre geschickt werden, sagt Tobias: »Ich habe mir's überlegt. So schlecht finde ich den Namen Freya gar nicht. Irgendwie ist sie ja eine kleine Göttin, und dass sie die Geburt überlebt hat, ist ja auch ein Wunder.«

Und erst da begreife ich, dass er sich wirklich große Sorgen macht. Indem er unserer Tochter auf meinen Wunsch einen ihm verhassten Namen gibt, will er die Götter milde stimmen, weil er hofft, dass dann wieder alles gut wird.

Dabei haben wir für dieses Kind bereits genügend Hindernisse überwunden.

Eigentlich wollte ich ein Kind im März. Im Juni hätte ich also schwanger werden müssen, am entsprechenden Tag habe ich mir frei genommen (ich arbeite sechs Tage die Woche im *Le Cri de la Fourchette*, einem Sternerestaurant im West End), ein romantisches Abendessen daheim geplant (Hummercremesuppe mit einer Flasche Meursault) und aufs Ergebnis gewartet.

Fehlanzeige.

Von solchen kleinen Schlappen lasse ich mich nicht unterkriegen, also habe ich einfach einen neuen Termin angesetzt. Doch die Monate vergingen. Bis ich schließlich heulend in Tobias' Armen zusammengebrochen bin: »Ich will nicht kinderlos sterben. Und das ist alles nur deine Schuld, weil du dich nie entscheiden konntest, ob du Kinder willst, und vielleicht hat meine Mutter recht, durch die ganze Arbeit kann ich jetzt vielleicht keine mehr bekommen.« Daraufhin hat mich Tobias gedrückt und genau die richtigen Worte gefunden; wir haben uns geliebt, und als ich schon drauf und dran war aufzugeben, ist das Wunder dann geschehen.

Von da an wurde es nicht leichter. Mein Chef, der berühmte Koch Nicolas Chevalier, hat mir deutlich zu verstehen gegeben, dass seiner Meinung nach Schwangerschaft und Mutterdasein

unvereinbar sind mit dem Vierzehn-Stunden-Einsatz an sechs Tagen die Woche, die er von seinen Untergebenen erwartet. Zum Glück lief es bei Tobias mit dem Komponieren gerade gut, also habe ich gekündigt, meinen Untermieter an die Luft gesetzt und die kleine Eigentumswohnung verkauft. Nach Tilgung der Hypothek liegt jetzt ein hübsches Sümmchen auf der Bank, mit der wir ein Haus in Frankreich anzahlen können.

Es hat mich Monate gekostet, Tobias zu überreden, sein bequemes Leben in London aufzugeben und in die Provence zu ziehen. Am besten schweige ich über diese traumatische Zeit. Aber das Gute am Komponieren ist eben, dass man es tatsächlich überall tun kann. Ich habe meine Ausbildung am Institute Culinaire Lecomte in Aix-en-Provence absolviert, wo ich eine Vorzeigeschülerin war. Bestimmt kann ich René Lecomte überreden, mich einzustellen. Ich bin schon dabei, ihn zu bearbeiten.

In der Zwischenzeit habe ich Immobilienwebseiten durchkämmt und Tobias mit unzähligen Folgen von *A Place in the Sun* in den Wahnsinn getrieben. Ich habe sogar eine Maklerin angeheuert. Sie heißt Sandrine und leistet wirklich gute Arbeit. Bislang hat sie nur unmöglich teure Sachen vorgeschlagen, aber schon bald wird sie uns das perfekte Haus zu einem Spottpreis anbieten, das weiß ich einfach.

Während Freya durch die Röhre geschickt wird, essen Tobias und ich im Café eine Suppe. Ich kann immer noch nicht glauben, dass es wirklich uns geschieht. So als säßen wir in einem Kino und schauten uns zu, wie wir über die Leinwand rennen.

Gewiss wird man uns in ein paar Stunden Entwarnung geben. Erleichtert werden wir aufatmen, zum Telefon greifen und alle Welt wissen lassen, dass unser erstes Kind da ist. Später werden wir unseren Freunden lachend davon erzählen, was für ein Brimborium in den ersten Tagen um unsere Tochter gemacht wurde. »Das war vielleicht ein Schock, das kann ich euch sagen.« Und dann werden wir einen Moment innehalten und an all die

armen Kinder und ihre Eltern denken, die weniger Glück gehabt haben.

Am Nachbartisch sitzt ein kleines Mädchen mit zerebraler Kinderlähmung. Sie ist niedlich, nur sehr dünn, um den Hals trägt sie eine seltsame Krause. Ihre Bewegungen sind steif und ruckartig. Mit ihrem Vater spielt sie ein Spiel: Sie stürzt auf ihn zu, wobei er die Arme nach ihr ausstreckt und sie auf die Stirn küsst.

Wie es wohl wäre, für solch ein Kind zu sorgen? Keiner aus der Familie scheint sonderlich unglücklich. Für sie ist es ein ganz normaler Tag, der nun einmal in einem Krankenhauscafé stattfindet.

Tobias beobachtet mich, wie ich zu ihnen hinüberschaue. »Ich habe einem Kind zugestimmt, aber für so etwas bin ich nicht bereit«, sagt er.

»Natürlich nicht«, stimme ich zu. »Aber Freya ist so süß. Ich habe ein ganz gutes Gefühl. Ich glaube einfach nicht, dass sie was hat. Bestimmt zeigt sich auf dem MRT, dass alles nur ein Irrtum war.«

»Ihre Tochter leidet unter ... na ja, mit ihrem Gehirn stimmt so einiges nicht, aber in der Hauptsache unter Polymikrogyrie.« Der Facharzt, der uns die Ergebnisse des Scans überbringt, wird von zwei Krankenschwestern flankiert. Ein schlechtes Zeichen. »Gyrus bedeutet Hirnfalte. Poly heißt viele. Man sollte annehmen, je mehr Falten desto besser, aber bei ihrem Baby sind diese Falten sehr flach.«

Er redet ohne Punkt und Komma, wohl in der Hoffnung, die Sache schnell hinter sich bringen zu können. »Als Baby muss ihre Tochter ja noch nicht viel machen. Noch wird von ihr keine motorische Kontrolle et cetera erwartet. Mit zunehmendem Alter werden jedoch die Anforderungen steigen. Wahrscheinlich wird sie geistig und körperlich behindert sein.«

Die letzten Tropfen Morphium und Babyglückshormone verschwinden in einem unsichtbaren Abfluss, stattdessen bekomme ich einen Adrenalinstoß.

»Geistig und körperlich behindert, was heißt das genau?«, frage ich.

»In diesem Stadium können wir unmöglich eine Prognose machen. Kinder mit sehr schlechten MRTs entwickeln sich manchmal recht gut, während andere, die auf den Bildern nicht so übel abschneiden, schlimmer dran sind.«

»Was heißt denn recht gut?«

»Na ja, da gibt es ein Spektrum.«

»Dann erklären Sie uns doch bitte, wo das Spektrum anfängt und wo es aufhört!«

»Das lässt sich schwer sagen.«

»Woher kommt es?«, fragt Tobias.

»Wir werden die DNA untersuchen, vielleicht finden wir ein defektes Gen. Entweder durch Spontanmutation, oder Sie beide sind zufällig Träger dieses rezessiven Gens. Könnte auch eine Infektion in der Frühschwangerschaft gewesen sein.«

»Aber ich habe doch jede Ultraschalluntersuchung gemacht«, sage ich.

»Im Ultraschall lässt sich das nur schlecht ausmachen. Aber deshalb kann Ihre Tochter doch trotzdem ein langes und auch glückliches Leben führen. Sie kann sehr zufrieden sein. Schauen Sie nicht zu sehr in die Zukunft.«

Eine der Schwestern drückt meinen Arm.

»Nebenan haben wir ein ruhiges Zimmer. Sollen wir Ihre Tochter dort hineinschieben, dann können Sie ungestört ein wenig Zeit mit ihr verbringen?«

Der kleine Raum, in den sie uns führen, ist die Karikatur eines Wohnzimmers mit zwei Sesseln und einer nicht zu übersehenden Kleenexbox. In der Ecke steht ein halb in sich zusammengesackter Plastikweihnachtsbaum.

Tobias und ich setzen uns zu unserer Tochter und weinen. Beim Anblick ihres lädierten, schiefen Gesichtes frage ich mich, was für eine lange beschwerliche Reise wohl hinter ihr liegen mag, dass sie

so ramponiert, so unvollständig angekommen ist. Die weit auseinanderstehenden Augen hat sie von mir, nur dass ihre schräg abfallen. Sie sieht aus wie ein tibetanischer Mönch.

Vielleicht wurde sie als alter Mönch ins Nirwana abberufen, während sie gerade den Sonnenuntergang am Himalaja betrachtete. Doch dann bat sie um ein weiteres Leben auf Erden, und ein Großteil ihrer Seele eilte zu mir, ließ aber einen Teil des Gehirns zurück – so zerrissen wie die Sonne hinter den dichten Wolken.

Tobias will mich dazu bringen, Mittag zu essen. »Du kümmerst dich nur ums Baby, deshalb werde ich mich jetzt um dich kümmern.« Diese entschlossene Beschützerhaltung ist neu für mich. Aber wovor will er mich denn eigentlich beschützen? Vor mir selbst? Vor unserer Tochter?

In der Krankenhauskantine stochern wir in einem undefinierbaren braunen Eintopfherum. Der Adrenalinstoß ist verpufft, und wir sind schwach und zittrig. In meinen Ohren hämmert es, als hätte ich Stunden und Tage auf einer lärmenden Baustelle verbracht und immer noch das Echo im Kopf.

Eine Weile sitzen wir da, lassen den Eintopf kalt werden, halten Händchen und sehen uns in die Augen. Wie damals, als wir frisch verliebt waren.

Auf dem Plastiktisch vibriert mein Handy. Den Klingelton habe ich ausgestellt. Sechs verpasste Anrufe von Martha und eine neue SMS: *NEUIKEI???* Ich bringe es nicht über mich, ihr zu antworten.

Wir schleppen uns zurück ins Zimmer.

»Ich kann dir ein luxuriöses Krankenhausbett anbieten«, sagt Tobias.

Gemeinsam klettern wir in das Feldbett. Eine Weile halten wir uns so fest, als würden wir jeden Moment auseinandergerissen und wegfliegen. Ich weine mich an seiner Schulter aus und sauge seine Kraft in mich auf. Nach und nach verstummt das Hämmern in meinem Kopf.

»Wir dürfen uns davon nicht unterkriegen lassen«, flüstere ich. Tobias umarmt mich noch fester. »Eines musst du wissen«, sagt er. »Ich kann dieses Kind nicht lieben.«

»Wie kannst du nur so etwas sagen!« Trotz meiner Zurechtweisung bin ich insgeheim froh, dass er ausgesprochen hat, was ich mir nicht einmal vor mir selbst eingestehen will.

»Wir wissen doch noch gar nicht, wie schlimm es überhaupt ist«, sage ich. »Vielleicht ist es ... nicht so dramatisch. Erinnerst du dich noch an die Frau, die mal gegenüber von uns gewohnt hat? Ihr Sohn hatte das Downsyndrom. Leicht hatte sie es nicht, aber ihr Sohn hat sich ganz hervorragend entwickelt. Hat sogar einen Job bei TESCO bekommen.«

»Ich will nicht mein Leben dafür opfern, dass meine Tochter im Supermarkt arbeitet.«

»Aber sie ist doch so süß!«

»Sie ist süß«, sagt Tobias fest. »Aber sie bedeutet lebenslänglich.«

In den frühen Morgenstunden klopft es laut, und die Tür wird aufgerissen. Mehrere Leute in OP-Kitteln machen Licht und rufen: »Ihre Tochter hatte wieder einen Anfall.«

Kurz überfällt mich die Angst – oder Hoffnung? –, sie könnte tot sein.

»Wir möchten ihr Medikamente für Säuglinge geben. Sind Sie damit einverstanden?«

Verschlafen sagen wir Ja und fragen, ob wir mitkommen sollen. Ich bin erleichtert, als sie ablehnen.

Wir sinken wieder in den Schlaf. Im Traum schreie ich aus Leibeskräften: »Ich will kein behindertes Kind!«, doch niemand hört mich.

Freya ist heute Morgen sehr müde. Auf dem Schoß kuschelt sie sich an mich, und ich genieße ihren Goldfischzug an meiner Brust. Mir kommt es vor, als wären unsere beiden Körper noch verbunden, als hätten sie sich noch nicht so recht daran gewöhnen können, nicht

mehr eins zu sein. Ich reagiere körperlich auf sie: Mein Atem geht schneller, Glückshormone rauschen mir durch die Adern, und das Krankenhaus rückt in den Hintergrund. Die Station wird zum schönsten Ort der Welt, weil wir hier zusammen sind.

Die Kleine und ich sind nach Frankreich verschwunden.

In unserem fröhlichen Bauernhaus ist alles schön gepflegt. Freya lernt gerade krabbeln auf blitzblanken Steinfliesen, Sonnenstrahlen dringen durch die Tür, während ich knackig frischen Salat mit selbst gezogenen Tomaten anrichte. Tobias kommt vom Garten zur Küche hinein, und Freya krabbelte auf ihn zu. Er hebt sie hoch und küsst sie. Aufmerksam blickt sie in unsere lachenden Gesichter und kräht vor Freude. Ich stecke sie in ihren Hochsitz, binde ihr ein Lätzchen um und füttere sie behände mit selbst gekochtem Gemüsebrei. Eines Tages läuft sie dann auf ihren dicken Beinchen, und plötzlich kommt sie überall dran, so schnell können wir gar nicht gucken. Tobias und ich schlürfen spritzigen Weißwein, laden Freunde zum Essen ein und schmunzeln über die lustigen Dinge, die Freya sagt, bis wir sie auf einmal schon in die Schule schicken; und erst da wird uns bewusst, dass die schwarzseherischen Ärzte vollkommen falschgelegen haben.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Eine mollige, mütterliche Frau starrt mich an. »Geht es der Mama nicht gut?«

»Ich weiß nicht«, erwidere ich. »Man hat mir gesagt, dass meine Tochter behindert sein wird, aber niemand will mir sagen, wie schwer. Die Ärzte reden hier nur Kauderwelsch, keiner spricht mal Klartext, und alle nennen mich hier nur Mama.«

Die Frau lächelt. »Nun, ich bin eine von diesen Ärzten. Mein Name ist Dr. Fernandez. Und ab jetzt werde ich Sie nicht mehr Mama nennen, und das Kauderwelsch werde ich mir auch verkneifen.«

Daraufhin nicke ich. Die Frau sieht nett und vernünftig aus, ihr kann man sich getrost anvertrauen. Gerne hätte ich sie zur Mutter

gehabt, statt der exzentrischen, aufmerksamkeitsheischenden Frau, die sich meine Mutter nennt.

»Sie wissen ja, dass Freya heute früh noch einen Anfall hatte. Wir haben ihr eine hohe Dosis Phenobarbital gegeben. Ein epileptischer Anfall ist wie ein elektrischer Sturm im Gehirn, und da versuchen wir immer, den Patienten in den Schlaf zu versetzen. Damit das System wieder neu starten kann, wenn Sie so wollen.«

»Von Phenobarbital habe ich schon gehört«, mischt sich Tobias sanft ein. »Ist nicht Marilyn Monroe an einer Überdosis gestorben?«

»Ja. Pheno ist ein Barbiturat aus den Fünfigern. Für Säuglinge haben wir leider noch keine besseren Medikamente. Aus ethischen Gründen können Pharmafirmen keine Versuche an Kleinkindern durchführen. Aber Pheno wirkt gut und zuverlässig, wir arbeiten schon seit Jahren damit. Freya ist davon sehr müde geworden.«

»Wir wollen nach Frankreich ziehen«, entfährt es mir. Tobias sieht mich überrascht an; seit der Geburt haben wir nicht mehr darüber gesprochen.

Falls Dr. Fernandez ebenfalls überrascht ist, lässt sie es sich jedenfalls nicht anmerken. »Ich mach mich mal schlau. Im Prinzip sollte es möglich sein, mit dem französischen Gesundheitssystem zusammenzuarbeiten«, sagt sie, als wäre an meiner Bitte nichts Ungewöhnliches. Schweigen. »Sollen wir Ihnen psychologischen Beistand besorgen?«

»Nein, danke«, sagt Tobias sofort, und ich schüttele ebenfalls den Kopf. Der Gedanke, jetzt auch noch in unseren Gefühlen herumstochern zu müssen, ist unerträglich. »Wenn wir doch nur wüssten, wie schlimm es um sie steht«, sage ich. »Keiner will sich genau festlegen.«

»Sie werden eine Menge Spezialisten zu Gesicht bekommen, die jeweils in ihrem Jargon reden«, sagt sie. »Die wollen sich alle absichern. Aber ich verspreche Ihnen, dass ich mich erkundige, was die wirklich denken, und dann werde ich Ihnen ganz ehrlich berichten.«

»Danke.«

»Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie helfen?«

»Wir wissen noch nicht, ob wir mit ihr klarkommen«, sagt Tobias ganz offen und sieht mich von der Seite an.

»Das ist doch nur verständlich. Und kein Gesetz der Welt zwingt Sie dazu, mit ihr klarzukommen.«

Von Natur aus bin ich nicht besonders bedürftig, aber an Dr. Fernandez klammere ich mich wie eine Ertrinkende an ein Stück Holz.

Bis jetzt bin ich davon ausgegangen, dass wir mit ihr klarkommen müssen.

»Weißt du was«, sagt Tobias, »wir fahren jetzt direkt zum Flughafen, fliegen nach Brasilien und hinterlassen keine Adresse.« Allein die Vorstellung löst eine solche Erleichterung aus, dass wir lachen müssen.

»Aber dann enden wir noch wie Graham Greenes Romanfiguren, finanzieren eine Bar in Tahiti oder sonst wo.«

»Hört sich verlockend an«, sagt Tobias.

»Aber das geht doch nicht. Meine Mutter kann jeden Moment kommen.«

»Deine Mutter hat mir gerade noch gefehlt.«

»Eigentlich wünsche ich mir ja, dass es ein schöner Besuch wird, aber ich weiß jetzt schon, dass sie irgendetwas Dummes sagen wird und ich dann hochgehe wie eine Rakete.«

»Anna«, sagt Tobias. »Ich bin bestimmt kein Fan von deiner Mutter, aber ihr beiden seid wie zwei Katzen im Sack. Du musst doch verstehen, dass sie unglaublich aufgeregt ist. Freya ist ihr erstes Enkelkind. Sie wird alles Mögliche sagen oder tun, um von dir Aufmerksamkeit zu bekommen ...«

Ich schnaube. »Aufgeregt? Freya ist ihr doch egal. Ihr geht es nur um ihr Vogelhäuschen.«

»Hör doch einfach mal nicht darauf, was deine Mutter sagt, sondern was sie meint.«

Meine Mutter erscheint in einem langen grünen Cape samt Fuchsstola, die sich in den Schwanz beißt, und einer Fuchsfellkappe. Sie weiß, dass ich dagegen bin, Tiere für Pelz zu töten. Mitunter glaube ich, dass sie mich nur blamieren will.

»Um Gottes willen, heutzutage kann man so etwas in London doch nicht mehr tragen.«

»Papperlapapp. Was ist denn gegen eine Pelzkappe einzuwenden? Im Übrigen war das ein Geschenk deines geliebten Vaters, den du mir ja immer vorgezogen hast.«

Und schon stehen wir uns wieder wie zwei Kampfhähne gegenüber.

Mit großer Überwindung sage ich: »Schön, dass du gekommen bist.«

»Natürlich bin ich gekommen. Warum sollte ich denn nicht kommen? Ist schließlich mein erstes Enkelkind. Schau mal, ich habe ihr ein Geschenk mitgebracht.« Schwaden von Chanel No. 19 ziehen durch den Krankenhausflur, als sie in ihrer Harrodstüte kramt und einen ramponierten Teddy zutage fördert. »Kennst du den noch?«

»Das ist mein Teddy.«

»Ja, Liebling, den habe ich all die Jahre aufbewahrt, falls du mal eine Tochter bekommst.«

»Ich muss dir was sagen, Mutter.«

»Was ist denn Liebling? Wann bekomme ich den kleinen Spatz endlich zu Gesicht?«

»Mutter, nun hör mir doch nur einmal zu. Ihr Gehirn hat sich nicht richtig entwickelt. Das kommt nur selten vor. Niemand weiß, warum. Auf dem Ultraschall sah alles ganz normal aus. Aber sie wird geistig und körperlich behindert sein.«

Kurz entgleiten ihr die Züge. Doch gleich darauf setzt sie wieder die mir wohlvertraute Maske auf, die schlechte Neuigkeiten einfach negiert.

»Dass die Ärzte immer gleich so furchtbar übertreiben müssen«,

sagt sie. »Sicher stellt sich alles bald als dummes Missverständnis heraus.«

Warum bin ich nur so wütend auf meine Mutter mit ihrem Chanelparfüm, ihrer Harrodstasche und ihrem Mittelklasseleben, das noch nie in Gefahr war?

»Das ist kein Versehen. Die haben etliche Tests gemacht.« Eigentlich will ich gar nicht so unbarmherzig klingen.

Und dann geschieht das Udenkbare: Meine durch nichts zu erschütternde Mutter weint. Tränen als Druckmittel bin ich von ihr gewohnt, aber niemals – nicht einmal als mein Vater starb – hat sie ihrem Kummer freien Lauf gelassen. Sie so traurig zu sehen, erschüttert mich mehr als alles andere, als wäre es der Beweis, dass uns wirklich und wahrhaftig ein Schicksalsschlag getroffen hat. Ich will sie in den Arm nehmen, doch sie weicht vor mir zurück. Vor mir will sie keine Schwäche zeigen.

Allmählich dämmert mir, dass Tobias recht haben könnte. Dass das Make-up, das Chanel No. 19, die Fuchsfellkappe und die Pelzstola nicht fürs Krankenhaus und auch nicht für mich gedacht sind, sondern für ihre Enkeltochter. Wer weiß, vielleicht hat sie auch nur aus reiner Nervosität über Stare und den Vogelschutzbund geredet. Denn wenngleich unser Verhältnis unwiederbringlich zerrüttet ist, mit Freya hat sie eine Chance, neu anzufangen.

Sanft sage ich. »Ich bringe dich zu ihr.«

Meine Mutter schnieft. »Ja, also schön. Ich habe nichts dagegen, sie zu sehen. Gewiss nicht.« Sie trocknet sich die Tränen und stopft den Teddy hastig zurück in die Harrodstüte.

Freya hält die Hände vors Gesicht wie kleine Farnkringel, und als ich sie hochnehme, protestiert sie quiekend. Ohne wach zu werden, schmiegt sie sich an mich.

»Hier, nimm du sie.« Wie Moos muss ich sie von meiner Schulter zupfen.

Meine Mutter starrt gebannt auf einen unsichtbaren Punkt über

meiner Schulter. Ich weiß nicht, ob sie Freya nicht ansehen will oder ob sie einfach nicht weiß, wie oder wohin sie gucken soll.

»Ich wollte gerne, dass du dabei bist, wenn ich Freya das erste Mal bade«, sage ich.

»Na schön«, sagt meine Mutter und wirft einen schnellen, sehnsuchtsvollen Blick auf ihre Enkelin, wendet die Augen aber gleich wieder ab. »Das ist eine ziemlich moderne Station. Alles auf dem neuesten Stand.«

Es stellt sich heraus, dass das Baden im Krankenhaus ein kompliziertes Prozedere mit vielen Regeln ist. Eine Pflegerin muss einem die Badewanne bringen. Sie stellt ebenfalls zwei Eimer zur Verfügung, einen gelben für das Schmutzwasser und einen weißen für sauberes Wasser. Die Wanne dürfen wir selbst füllen. Reglos sieht meine Mutter mir dabei zu.

»Ich habe noch nie ein Baby gebadet«, schmeichle ich ihr. »Kannst du es mir vielleicht zeigen?«

Unglaublich langsam kommt meine Mutter näher. Gerade als sie Freya erreicht hat, taucht eine Kinderschwester auf.

»Ganz falsch, Mama«, sagt sie zu mir, ohne von meiner Mutter Notiz zu nehmen. »So wird ein Kind gebadet.«

Hätte ich mir ja denken können, dass das britische Gesundheitssystem auch dafür einen Drill parat hat. Inzwischen schaue ich aber nur noch vollkommen gebannt zu. Freya nimmt die neuen Sinneseindrücke mit offenkundigem Interesse und Entzücken auf. Sie streckt die Froschbeinchen, neigt den Kopf und wird ganz still. Ich bespritze sie mit warmem Wasser, und sie strampelt ein paarmal.

»Nun ist gut, Mama. Baby soll ja nicht im kalten Wasser liegen«, sagt die Kinderschwester.

Daraufhin wickle ich Freya in ein Handtuch und frage meine Mutter, ob sie sie halten möchte.

»Ja, meinerwegen«, sagt meine Mutter, und laut fügt sie hinzu: »Auch wenn sie so ist, wie sie ist.«

Ich reiche ihr Freya. »Ist sie nicht goldig?«

So weit will meine Mutter nicht gehen. »Und ist sie denn jetzt gehirntot?«, fragt sie.

»Sie ist nicht gehirntot. Bislang wissen wir noch gar nicht, wie sich die Fehlbildungen in ihrem Gehirn überhaupt auswirken werden. Allerhand Spezialisten werden sie untersuchen, und die Ergebnisse werden dann zusammengetragen. Hoffentlich wissen wir dann mehr.«

»Aber sie ist behindert?«

»Da sind sich die Ärzte ziemlich sicher.«

»Und wollt ihr euch selbst um sie kümmern?«

»Ich wüsste nicht, was wir sonst tun können.«

»Und Tobias?«

»Sagt, dass er sie nicht mit nach Hause nehmen will.«

Lange Zeit fällt kein Wort.

»Neulich habe ich von einer alleinerziehenden Mutter in der Zeitung gelesen, die sich mit ihrem behinderten Kind von der Vauxhall Bridge gestürzt hat«, sagt meine Mutter langsam. »Sie hat es einfach nicht mehr ausgehalten.«

»Davon sind wir weit entfernt.«

Eingehend betrachtet sie Freya und schürzt die Lippen. »Dieses Kind soll sich mal lieber darauf gefasst machen, dass im Leben nicht alles nach seiner Mütze geht.«

Ein Großaufgebot an Ärzten stellt sich nacheinander bei uns vor, um Freya zu untersuchen. Als hätte sich herumgesprochen, dass auf der Station ein interessanter Fall liegt, und nun will jede Fachdisziplin mitmischen.

Sie haben Freya Elektroden auf die Kopfhaut geklebt, um die Gehirnströme zu messen. In die Augen haben sie ihr geschaut. Ihr Herz abgehört. Blut aus ihren Füßen entnommen, und als diese Adern nichts mehr hergaben, auch aus den Beinen.

»... Ihre Tochter hat das, was wir gemeinhin als ein Sammelsurium an Hirnfehlbildungen bezeichnen. Zusätzlich zur Polymi-

krogyrie fehlt der Corpus Callosum, der die beiden Gehirnhälften verbindet, und das Kleinhirn ist winzig ...«

»In diesen Fällen geht man von einem Gendefekt aus oder einer Infektion im ersten Trimester. Sind in Ihren Familien vormals schon Säuglinge verstorben?«

»Die linke Sylvische Fissur ist tiefer als normal, und es fehlt deutlich an grauer und weißer Substanz ...«

»Ihre Symptome entsprechen keinem bekannten genetischen Defekt. Aber es besteht immer die Möglichkeit eines defekten rezessiven Gens, das Sie beide in sich tragen.«

»... ich betreibe seit siebzehn Jahren Studien auf diesem Gebiet. Solch ein schwerwiegender Fall von neuronaler Migrationsstörung ist mir noch nie untergekommen ...«

Nicht, dass wir uns an schlechten Neuigkeit weiden würden, aber mittlerweile kann uns kaum noch etwas erschüttern. Als würde ein primitiver, nur auf Selbsterhaltung programmierter Teil in uns sagen: »Das Kind ist sowieso hinüber. Dann kann es auch gleich so hinüber sein, dass uns niemand, aber auch wirklich niemand mehr vorwerfen kann, wir hätten es im Stich gelassen.«

»Nun ist sie kein süßes Baby mehr, sondern ein besonderes Baby«, spöttelt Tobias. Und außer Hörweite der Ärzte lachen wir schuldbewusst.

Die Tage und Nächte gehen ineinander über. Ich habe jegliches Gefühl dafür verloren, wie lange wir schon hier sind. Seit Freyas Geburt habe ich das Krankenhausgelände nicht verlassen. Auch wenn ich offiziell keine Patientin mehr bin, dürfen wir weiterhin im Elternzimmer neben der Station bleiben. Weihnachten kommt und geht, aber es bedeutet mir nichts. Mir scheint es, als wäre meine Welt geschrumpft und Familie, Freunde, mein Zuhause, meine Arbeit und sogar Tobias wären mit einem riesigen Staubsauger weggesaugt worden. Übrig geblieben ist nur noch das Leben hier.

Dann platzt auch noch Martha unangemeldet mitten hinein. Sie ist verärgert, aber auch sauer. »Warum bist du nie ans Telefon gegangen? Warum sollte ich dich nicht besuchen? Das stehst du doch nicht allein durch.«

»Ich wusste einfach nicht, was ich dir sagen sollte. Wir wissen ja immer noch nicht, wie schlimm es eigentlich wird.«

Seit der Grundschule sind Martha und ich unzertrennlich. Sie hat immer auf mich aufgepasst; sie nimmt kein Blatt vor den Mund. »Du siehst furchtbar aus. Was macht die Naht vom Kaiserschnitt?«

»Eigentlich gut«, sage ich, daran habe ich schon gar nicht mehr gedacht.

»Wirklich? Keine Schmerzen?«

»Am Anfang tat es höllisch weh. Aber nun ist alles taub. Vielleicht bin ich auch einfach nur taub.«

»Hmm.«

Ich versuche es mit einem Witz: »All die Frauen, die sich über die OP beschwerten, sollten es mal mit meiner Mein-Baby-hat-kein-Gehirn-Methode probieren.« Aber Martha findet das nicht lustig, sie sieht mich scharf an.

Sie hat praktische Geschenke dabei, ein Fünferpack Strampler und eine leicht zu waschende Acryldecke, die sofort zum Einsatz kommt. Tobias öffnet die Halbliterflasche mit Sekt, die noch in meiner Krankenhaustasche versteckt ist. Dabei hatte ich mir vorgestellt, dass wir sie zu zweit im Überschwang der Gefühle direkt nach der Geburt trinken. Tobias schenkt den Sekt in drei Plastikbecher vom Wasserspender.

»Lass sie mich einmal drücken«, sagt Martha.

Ich nehme die schlaftrunkene Freya aus ihrem Bettchen. Als sie sich an Marthas Brust kuschelt, überkommt mich eine blödsinnige Eifersucht; mein Kind in den Armen einer anderen Frau.

Mein Handy klingelt. Ich gehe immer noch nicht dran. Denn ich habe keine Lust, allen von Freya zu erzählen; ich wüsste auch

gar nicht, was ich sagen sollte. Aber jetzt ruft Sandrine an, die sich ja wohl kaum nach unserem Befinden erkundigen will. Spontan hebe ich ab, gebe Tobias ein Zeichen und stelle auf Lautsprecher.

»Haben Sie was für uns gefunden? Ein Haus?«, frage ich schnell, um etwaigen Fragen zuvorzukommen.

»Ja ... größer als Sie wollten, aber ich glaube, Sie sollten es trotzdem in Erwägung ziehen ... einen Bauernhof, oben auf einem Hügel. Und Sie könnten ihn sich leisten.«

Es tut so gut, sich über normale Dinge zu unterhalten. Über Dinge, die nichts mit dem Kind zu tun haben.

»Allerdings nicht da, wo Sie wollten«, sagt sie.

»Aber nicht zu weit außerhalb von Aix?«

Nun klingt sie verlegen. »Ähm ... das Haus liegt nicht in der Provence. Im Languedoc. An der Grenze zu Spanien. Hören Sie zu, Anna. Was Ihnen in der Provence vorschwebt, ist bei Ihrem Etat unrealistisch. Im Languedoc bekommen Sie mehr für Ihr Geld. Sie sollten es sich auf jeden Fall mal anschauen. Kommen Sie doch im neuen Jahr!«

»Wir müssen aber in der Nähe von Aix-en-Provence bleiben. Dort will ich ja unterrichten. Außerdem weiß ich gar nicht, ob wir im Moment überhaupt irgendwohin können.«

»Das Baby?«, fragt Sandrine.

»Ja.«

»Es ist da! Oh, wie süß!« Ich kenne Sandrine nun seit einem halben Jahr, aber bislang habe ich sie immer nur im Kostüm und mit Clipboard bewaffnet erlebt. Diese sanft säuselnde Person ist mir unbekannt. Babys sind die Torhüter einer Geheimgesellschaft. Sie bringen Seiten zum Vorschein, die man normalerweise verbirgt.

»Wir sind noch im Krankenhaus«, sage ich.

»Ist alles in Ordnung?«

»Dem Kind ... geht es nicht so gut. Ehrlich gesagt, ist es behindert.«

Auf der anderen Seite der Leitung wird es ganz still. Als Sandrine schließlich wieder das Wort ergreift, ist das Säuseln verschwunden, und sie ist wieder ganz Profi. »Natürlich können Sie jetzt nicht nach Frankreich kommen. Und der Hof wäre dann auch nicht für Sie geeignet.«

Ich höre ihr gar nicht mehr zu. In Zukunft muss ich mir irgendetwas Unverfängliches einfallen lassen, um Freyas Zustand zu erklären, denn dieses Thema wird immer wieder auftauchen. Ich lege das Handy beiseite.

»Mach dir nichts daraus«, sagt Martha. Von Anfang an hat sie sich entschieden gegen meine Frankreichpläne gestemmt.

Sie geht mit mir hinunter in die Kantine, wo sie darauf besteht, für den Kaffee und die belegten Brote zu zahlen. Ich spüre ihre Hilflosigkeit, keine Geste wird dem Schrecken der Situation gerecht. Trotz unserer langjährigen Freundschaft haben wir hierfür keine Vorlage. Alles ist neu. Die Verhaltensregeln müssen erst noch ausgelotet werden.

»Was willst du jetzt machen?«, fragt sie.

»Habe ich denn eine Wahl? Mutterliebe ist doch angeblich bedingungslos, aber wie viele Eltern mussten ihre Liebe schon auf die Probe stellen? Vor drei Wochen hatte ich noch ein erfülltes Leben. Und jetzt ... verliere ich ihretwegen vielleicht alles. Ich könnte Tobias verlieren. Wenn ich alles für sie aufgebe und sie dann einfach stirbt ... was ist dann mit mir? Ich weiß, das hört sich alles schrecklich egoistisch an ...«

»Überhaupt nicht«, sagt Martha. Doch aus der Art, wie sie es sagt, höre ich heraus, dass ich zu weit gegangen bin. Ich habe eine verbotene Grenze überschritten. Auf einmal steht etwas zwischen uns, ein unausgesprochenes Zerwürfnis oder ein Streit, als hätte ich sie irgendwie enttäuscht.

»Ich weiß nicht einmal, ob ich dieses Kind lieben kann. Zumindest schein ich im Moment körperlich halb mit Freya verwachsen. Aber werde ich sie auch *lieben* können? Und kann ich

mich überhaupt trauen, sie zu lieben, wenn ich sie doch vielleicht aufgeben muss?»

»Es steht mir nicht zu, mich da einzumischen«, sagt sie. Das sieht ihr überhaupt nicht ähnlich. Angefangen bei Tommy McMahon, der mich in der fünften Klasse küssen wollte, hat Martha mir bei jeder Beziehung, bei jedem Karriereschritt und überhaupt bei jeder wichtigen Entscheidung in meinem Leben mit ihrem Rat zur Seite gestanden – und mich aus dem Schlamassel geholt, wenn ich mal nicht auf sie gehört habe. Doch das ist eine Nummer zu groß für sie.

»Ich muss jetzt los«, sagt sie ein wenig zu plötzlich; an ihrer steifen Art merke ich, dass meine beste Freundin mir langsam entgleitet.

Dr. Fernandez ist spät dran bei unserem großen Termin, bei dem wir endlich erfahren sollen, wie schlecht es wirklich um Freya steht.

Immer wieder muss ich daran denken, dass sie gesagt hat, Ärzte wollten sich immer absichern. In der Hinsicht bin ich wie meine Mutter, gewillt, an einen Irrtum zu glauben oder zumindest an eine Übertreibung. Ich kann mir nicht helfen, aber ehe wir nicht Dr. Fernandez ehrliches Urteil haben, schiebe ich meine Einschätzung auf.

Während Tobias und ich in angespannter Stille warten, steigt eine Erinnerung in mir hoch: Heulend laufe ich nach der Schule ins Krankenhaus, wo unser lieber dreiundneunzigjähriger Nachbar Fred eingeliefert wurde. Als ich endlich zu ihm darf, erzählt er mir weitschweifig die Geschichte seiner Tochter, von der ich noch nie gehört hatte. Bei einem Bootsausflug mit der Schule ist sie einfach verschwunden. Obwohl der Seenotrettungsdienst alles nach ihr abgesucht hat, wurde ihre Leiche nie gefunden. Fassungslos sehe ich zu, wie ihm die Tränen über die Wangen laufen, in meiner kindlichen Naivität hatte ich mir nicht vorstellen können, dass es auf der Welt noch etwas gibt, was einen Dreiundneunzigjährigen zum Weinen bringt.

Als Dr. Fernandez in Begleitung einer Schwester endlich auftaucht, führt sie uns in das Pseudowohnzimmer und lässt uns in den bequemen Sesseln Platz nehmen. Selbst hockt sie sich auf die Tischkante, die Krankenschwester setzt sich daneben auf einen Stuhl. Die Kleenexbox steht an ihrem Platz.

»Noch immer stellt uns das Gehirn vor große Rätsel«, setzt sie an. »Als Ärzte neigen wir dazu, lieber auf Nummer sicher zu gehen und nicht zu viel zu sagen.«

Sie hält inne, setzt sich die Brille auf, die an einem Band um ihren Hals hängt, und spricht langsam weiter.

»Allerdings brauchen Sie eine ehrliche Einschätzung von dem, was Sie erwartet. Deshalb bin ich zu allen Fachkollegen gegangen und habe sie um ihre persönliche, nicht ihre medizinische Meinung gebeten. Daraus hat sich ein Bild ergeben, das meiner Einschätzung entspricht. Freya wird große Probleme mit den einfachsten Dingen haben. Etwa dem Sitzen, Laufen und Sprechen.«

Stille. Ihre Worte hängen in der Luft.

»Ihre Muskulatur ist sehr schlaff, was mit ihrer Hirnfunktion zu tun hat. Vielleicht bleibt das so, aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die Muskeln versteifen. Das kann zu Komplikationen führen. Es besteht die Gefahr, dass sich ihre Lungen nicht richtig ausdehnen können, was dann weitere Probleme wie Brustkorbinfektionen oder Lungenentzündungen nach sich ziehen könnte. Womöglich verkürzen sich ihre Muskeln stark, dafür gibt es aber Physiotherapie. Im Alter zwischen fünf und zehn könnte man die Sehnen auch operativ kappen, wenn sie es bis dahin schafft.«

»Wie lange wird sie denn voraussichtlich leben?«, fragt Tobias.

»Schwer zu sagen. Zunächst müssen Sie sich klarmachen, dass bei so falsch verkabelten Nervenzellen das Gehirn manchmal einfach abschaltet. In den ersten zwei bis drei Jahren bekommen viele Kinder eine Lungeninfektion, die tödlich verlaufen kann. Allerdings hat Freya einen guten Würgerreflex und momentan auch

keine Probleme zu atmen. Wenn sie es über die ersten Jahre schafft, könnte sie Sie noch überleben.«

»Kann es mit ihr noch schlimmer werden?«

»Im Prinzip nicht. Ihr Zustand ist unveränderlich, weil er durch Fehlbildungen des Gehirns hervorgerufen wird. Aber da sie nicht sehr mobil sein wird, können sich die Muskeln zurückentwickeln.«

»Glauben Sie, dass Freya noch weitere Anfälle haben wird?«

»Der Neurologe geht davon aus.«

»Können wir irgendetwas tun, damit es ihr besser geht?«

»Ich glaube nicht, dass man ihr helfen kann.«

»Wird sie kommunizieren können oder zumindest ihre Umgebung wahrnehmen?«

»Schwer zu sagen. Sie fühlt sich wohl oder verspürt Schmerzen.«

»Wird sie wissen, wer wir sind?«, platzt es aus mir heraus.

»Wahrscheinlich nicht«, sagt sie. »Sie braucht jemanden, der ihre Bedürfnisse befriedigt, aber ob Sie es sind oder jemand anders, spielt keine Rolle.«

Schlagartig wird mir klar, dass es das ist – das hier wird mich selbst noch mit dreiundneunzig Jahren zum Weinen bringen, falls ich so alt werde.

Dann fällt eine Klappe, und ich kann nicht mehr denken, als ob es in meinem Kopf keinen Platz mehr gibt, auch noch mit Gefühlen fertigzuwerden. Ich höre mich praktische Fragen stellen. Mitfühlend, aber bestimmt antwortet Dr. Fernandez.

»Wird sie Hilfsmittel brauchen?«

»Vielleicht schafft sie es in den Rollstuhl, aber wahrscheinlich wird sie im Bett bleiben müssen. Wenn sie schwerer wird, werden Sie eine Hebevorrichtung brauchen, um sie hochzuheben. Eventuell muss sie künstlich beatmet und ernährt werden. Sie wird Zeit ihres Lebens rund um die Uhr Pflege brauchen.«

»Welche Möglichkeiten haben wir bei der Betreuung?«

»Wenn Sie Freya zu Hause betreuen, bekommen Sie staatliche Unterstützung.«

»Pfleger?«

»Nein, bei dem knappen Budget kann ich mir das kaum vorstellen. Aber Kurzzeitpflege und Physiotherapie.«

»Was ist mit Frankreich?«, frage ich.

»Ich bekomme ständig zu hören, dass Leute mit ihrem schwerstbehinderten Kind nach Bolivien oder sonst wohin wollen«, sagt Dr. Fernandez zögerlich. »Als Ärztin bin ich natürlich entsetzt. Aber menschlich gesehen ... im Grunde macht es keinen Unterschied. Wenn Sie gerne nach Frankreich möchten, dann sollten Sie es auch tun. Ich kann Ihnen einen Vorrat an Phenobarbital mitgeben, falls Ihre Tochter dort einen Anfall bekommt. Auf keinen Fall dürfen Sie jetzt Ihr Leben aufgeben. Und im Moment lässt sie sich noch überall mit hinnehmen. Wenn sie deshalb ein kürzeres, aber umso glücklicheres Leben hat, finde ich das in Ordnung. Wenn sie eine Lungenentzündung bekommt, und Sie schaffen es nicht rechtzeitig in ein Krankenhaus, dann ...«

Abermals wird es still.

Tobias sagt: »Wir haben uns auch gefragt, was passiert, wenn wir sie nicht mit nach Hause nehmen.«

»Wenn Sie sie nicht vom Krankenhaus abholen, dann muss der Sozialdienst eine Pflegestelle für sie finden.«

Ich breche in Tränen aus, schluchze wie ein Kind.

Dr. Fernandez legt den Arm um mich. »Treffen Sie jetzt keine drastischen Entscheidungen. Sie müssen erst einmal den Kopf klar kriegen. Freya muss noch ein paar Wochen im Krankenhaus bleiben. Sehen Sie es als unentgeltliche Kinderbetreuung an. Nehmen Sie sich ein paar Tage frei, verreisen Sie und denken Sie noch einmal in Ruhe über alles nach. Bleiben Sie dem Krankenhaus fern.«

Beim Gehen sagt Dr. Fernandez noch: »Ich weiß, das alles ist ziemlich viel für Sie. Aber leider müssen wir noch über Wiederbelebungsmaßnahmen sprechen. Vom Gesetzgeber gibt es klare Richtlinien, was wir dürfen und was wir nicht dürfen. Allerdings gibt es auch Bereiche, wo wir Spielraum haben. Wie sollen wir uns

beispielsweise im Notfall verhalten? Inwieweit stimmen Sie Wiederbelebungsmaßnahmen zu?«

Auf einmal mischt sich die Schwester ein: »Das hört sich vielleicht merkwürdig an, aber so ein Tod kann sehr schön sein. Friedlich und würdevoll.«

In meinem Kopf legt sich wieder ein Schalter um, und diesmal sehe ich Freyas geschwächten Körper auf einem Bett liegen. Leer blicken ihre Augen an die Decke. Im Bauch hat sie einen Schlauch, neben sich eine Sauerstoffflasche. In schweren, mechanischen Zügen atmet sie mithilfe der Maschine.

Tobias und ich liegen zusammen in unserem Krankenhausbett. Ich spüre seine nassen Tränen im Gesicht.

»Das musst du doch einsehen«, sagt er. »Wenn wir das Kind behalten würden, könnte ich nicht mehr frei arbeiten. Ich müsste mir irgendwo einen festen Job suchen. Und die Sache mit Frankreich könnten wir auch vergessen, ganz gleich, was Dr. Fernandez sagt. All deine Träume. Unser ganzes Leben. Alles, worauf wir hingearbeitet haben.«

Mit der Hand erforsche ich sein Gesicht. »Du wirst deine Freiheit nicht aufgeben«, sage ich entschlossen. »Wir werden unser Leben in Frankreich haben, das Tonstudio, alles, was wir uns erträumt haben. Wir sind doch ein richtiges kleines Team. Da lass ich doch nicht zu, dass einer vom Team alle Ressourcen für sich beansprucht. Ich pass schon auf, dass uns das Kind nicht kaputt macht.« Wir halten uns aneinander fest, als wären wir die einzigen Überlebenden einer Schiffskatastrophe. »Als Sandrine heute angerufen hat, war es so schön, mal wieder wie ein normaler Mensch behandelt zu werden. Ich will nicht, dass sich bei uns alles um Behinderung und Krankheit ... und irgendwelche Kompromisse dreht. Und so weit lasse ich es auch nicht kommen. Hab ich dir nie erzählt, was ich mir damals mit sechzehn geschworen habe?«

Tobias hat sein Gesicht in meinem Haar vergraben. »Glaub schon, aber sag noch mal.«

»Martha und ich waren auf einem Schüleraustausch. Bis dahin waren wir kaum aus Sevenoaks herausgekommen, und auf einmal befanden wir uns in Paris. Essen zu gehen, konnten wir uns nicht leisten, also haben wir uns in einer vornehmen Brasserie im sechsten Arrondissement einen Kaffee geteilt und heimlich Schokoladeneclairs gefuttert, die wir in einer Papiertüte auf dem Schoß versteckt hielten. Ein junger Mann lächelte mir zu, er wirkte so unheimlich kultiviert. Da habe ich zu Martha gesagt: »Eines Tages werde ich hier leben, Französisch sprechen und auch so kultiviert sein.«

»Das hast du doch alles geschafft«, sagt Tobias. »Immerhin hast du in Aix-en-Provence deine Ausbildung gemacht, oder hast du das schon vergessen?«

»Ich möchte gerne mit dir dorthin zurück. Mit dir und Freya, mit euch beiden«, ich spüre, wie er sich in meinen Armen steif macht, und füge schnell hinzu: »Wir müssen uns nicht gleich entscheiden. Freya kann ja erst mal im Krankenhaus bleiben. Dr. Fernandez hat gesagt, wir sollen ein paar Tage wegfahren. Ich habe an das Haus im Languedoc gedacht. Auch wenn es nicht das Richtige für uns ist, anschauen schadet nicht. Jedenfalls ist es ein guter Vorwand, um mal rauszukommen und abzuschalten. Ich kann ja eine Milchpumpe mitnehmen.«

»Auch wenn ich dieses Kind nicht liebe, dich liebe ich über alles«, flüstert Tobias. »Ich will dich nicht verlieren.«

»Ich verspreche dir, dass du bei mir immer an erster Stelle kommst. Vor ihr. Anders geht's nicht.«

Mir kommt es wie Verrat vor, dennoch wiederhole ich: »Anders geht's nicht.«

Ich kann nicht einschlafen. Liege wach und höre Tobias beim Schnarchen zu. Um drei gebe ich schließlich auf und klettere aus dem Bett. Auf der Intensivstation ist es so heimelig und warm wie im Mutterleib.

Schnurstracks gehe ich auf Freyas Bett zu. Obwohl sie sich ja

angeblich nicht auf die Seite drehen oder überhaupt bewegen kann, hat sie es irgendwie geschafft, ihre Wange an die weichen Füße des Strickhasens zu kuscheln. Ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Kann es nicht fassen. Ich sitze an ihrem Bettchen und kann gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Ich muss mein Kind retten. Kann es nicht einfach hierlassen. Wenn meine Tochter schon Trost in Hasenfüßen findet, ist sie es denn nicht wert, dass ich ihr eine Chance gebe? Sollte nicht ich ihr Trost spenden? Habe ich sie nicht jetzt schon im Alter von wenigen Wochen enttäuscht?

Schuldig wie eine Verräterin drücke ich Freya einen zarten Kuss auf den Kopf. Wie wunderbar sie sich anfühlt. Ich sauge den Neugeborenduft ein, spüre das seidenweiche Haar, küsse sie wieder und wieder, als könnte ich sie mir mit jedem Atemzug einverleiben wie eine Süchtige die Droge. Nur noch ein letzter Kuss, und dann noch ein allerletzter.



Januar





Les Rajons liegt auf einem Hügel, den Winden ungeschützt ausgesetzt. Zwischen schroffen Felswänden folgen wir den Haarnadelkurven der schmalen Straße. Hinter dem Dörfchen Rieu klammert sie sich noch ein Stück an den Hang, scheint dann aber allen Mut zu verlieren und wird zur staubigen Schotterpiste.

Kaum zu glauben, dass wir vor vierundzwanzig Stunden noch im Krankenhaus waren. Auf dem Flug nach Montpellier konnte ich mir beim Anblick der vorbeiziehenden Wolken noch gut, ja sogar mühelos einreden, dass wir lediglich einen Ausflug nach Frankreich machen. Aber je weiter wir uns von London entfernen, desto mehr vermisse ich Freya: das ramponierte Gesichtchen, die schiefen Augen, die seltsame Bewegung, mit der sie den Kopf reckt.

Unser Mietwagen nimmt die letzte Kurve dieser unmöglichen Piste, und plötzlich taucht das Anwesen ganz spektakulär vor uns auf. Nun sehen wir auch, dass der Besitz aus mehreren Katen besteht. Einige liegen in Trümmern, hier und da wurden die fleckigen grauen Steine geplündert, um an anderer Stelle verbaut zu werden. Der gesamte Ort scheint sich in einem ständigen Prozess aus Wachstum und Verfall zu befinden. Irgendwie fühlt man sich dem Himmel nah.

»Verwildert«, sagt Tobias.

»Unheimlich«, sage ich. »Außerdem ist es riesig.«

»Was für ein Tor!«, ruft er aus. »Schau dir nur mal den steinernen Giebel an.«